

Die Internationale

Weshalb eine Deutschitalienerin von Berlin aus Wahlkampf macht, um Abgeordnete in Rom zu werden



Fotos: Nathan Strange/AP; Stuart Franklin/Getty Images; Marcus Brandt/AP; Rolf Zöllner; Chris Jackson/Getty Images

LAURA GARAVINI ist Mitglied der SPD. Große Politik möchte sie aber für Italien machen

Deutschland hat es gut gemeint mit Laura Garavini, seitdem sie vor 19 Jahren aus der Emilia Romagna hierherkam. Ihre Eltern waren Kirschbauern und sind es bis heute. Sie kam als Studentin, fand rasch einen Job an der Uni in Kiel, sie fand auch einen Mann, bekam eine Tochter, die längst besser Deutsch spricht als sie. Sie wurde Deutsche, ohne ihren italienischen Pass zu verlieren. Sie lernte die politische Arbeit in Gewerkschaften, sie trat Ende der neunziger Jahre in eine alte deutsche Partei ein, die SPD.

Garavini, Italienerin, ist ein Glücksfall der Integration. Besser kann es kaum laufen. Jetzt will sie etwas zurückgeben. Dem Land, das sie »mein eigenes Land« nennt. Sie meint Italien.

Der DGB hat ihr dazu Unterschlupf gegeben in Berlin-Schöneberg. Und so sitzt sie am Freitagabend zwischen ein paar Kartons mit Flugblättern in einem ansonsten verlassenen Gewerkschaftshaus und plant ihren Kampf: Laura Garavini kandidiert für das italienische Parlament, das in dieser Woche neu gewählt wird. Ihr Parteichef Walter Veltroni tritt gegen Silvio Berlusconi an, der sich anschickt, das Land zum dritten Mal zu regieren. Sie kann das tun, weil es seit einigen Jahren ein Gesetz gibt, das auch Auslandsitalienern erlaubt, ins Parlament gewählt zu werden. Und so führt sie einen

Europa umspannenden Wahlkampf, der einzigartige Züge trägt: Eine Frau aus Berlin (Deutschland) kämpft in Metz (Frankreich) für einen Sitz in Rom (Italien). Sie wechselt die Städte in einer Frequenz, wie es sonst Popstars tun. Nur dass ihr Höchstpreis für ein Hotelzimmer 50 Euro beträgt. Um Wahlkampf führen zu können, hat sie einen Kredit aufgenommen. Wer ist in Deutschland zuletzt solch ein Risiko für einen Posten eingegangen?

Italien ist ein Land, in dem das Regieren sehr mühsam ist. Die Koalitionen waren oft riesig und schwach. Spätestens seit diesem Frühjahr hat sich Deutschland, was die Politik angeht, ein wenig italienisiert. Und so ist Garavini Entscheidung gegen Deutschland und für Italien beinahe ein Symbol: Man macht in diesem Jahr vielleicht lieber in Italien Politik.

Als Laura Garavini nach Deutschland kam, 1988, war sie begeistert vom politischen System des Landes. Sie verehrte erst Willy Brandt, »wegen seiner historischen Leistung«, und ein wenig später Gerhard Schröder für seinen Realitätssinn. Und heute? Aus der SPD fällt ihr jedenfalls kein Vorbild mehr ein, sie nennt Angela Merkel und Ursula von der Leyen. Deutschland mangelt es an Politikern, an jungen Frauen vor allem – Laura Garavini ist 41. Und Deutschland hat Probleme mit einigen Ausländern, die

sich nicht so gut integrieren wie Laura Garavini. Deutschland braucht sie, und ihre Partei, die SPD, braucht sie auch. Und wenn man ihre Ziele so hört – »Jugendlichen mit Integrationschwierigkeiten helfen« steht auf ihrem Flugblatt –, fragt man sich, ob sie die nicht besser in der deutschen Politik verwirklichen könnte.

Wieso hat sie sich nicht für diese entschieden? Sie lacht, das tut sie gerne, bevor sie auf eine Frage antwortet, und sagt, sie habe ihrer Sprache wegen nicht gewagt, Politik auf hohem Niveau in Deutschland zu machen. Einerseits stimmt es: Manchmal fällt ihr ein Wort nicht ein. Andererseits gestikuliert sie über diese Lücke hinweg, man versteht sie blendend. Gerade hat ihr Wolfgang Thierse, der ihren Wahlkampf unterstützt, bescheinigt, sie besitze Charme und Temperament. Nur ein Italienerinnen-Klischee? »Nein, er hat mich live erlebt.«

Warum also Italien? Irgendwann, sagt sie, habe sie gemerkt, dass die Liebe zu ihrem Heimatland mit der Zeit größer wurde, nicht kleiner. Und jetzt, da Berlusconi verhindert werden soll – »da fühle ich mich ...« Sie breitet die Arme aus wie ein Pfarrer vor der Gemeinde. Berufen? »Ich hätte es so nicht formuliert, aber wenn Sie es sagen: Ja.« Aus Deutschland rief nichts und niemand. Und Thierses Kompliment kam einfach ein bisschen zu spät.

MATTHIAS STOLZ